In Sachen

des

guten Geſchmacks

wider das

Berliner Publikum.

(Bei Gelegenheit der Aufführung des Stückes
„Er muß auf's Land.")

Eine Neujahrsgabe für Wohlgeſinnte.

Berlin, 1845.
Amelang'ſche Sort.-Buchhandlung (R. Gärtner).
Brüderſtraße 11.

In wohlunterrichteten und urtheilsfähigen Kreisen hörte ich mit Wärme die Versicherung wiederholen, das Stück „Er muß auf's Land" sei ein vortreffliches Lustspiel, voll pikanter Anspielungen auf Gegenwart und Zeitfragen, voll Humor und geistreicher Wendungen. Je seltner diese Vorzüge in neuern Dramen angetroffen werden, desto dringender fühlte ich die Aufforderung, dies Stück zu sehen. Mit Mühe nur erlangte ich ein Billet, das Haus war übervoll, ein großer Theil des anwesenden Publikums war unverkennbar den bessern, ja den besten Ständen angehörig. Das Stück wurde unter stets zunehmendem Beifall zu Ende gespielt, und das Publikum schien vollkommen zufriedengestellt.

Was eben so trocken erzählt worden ist, gehört eigentlich zu den Mirakeln unserer Zeit.

Die Ereigniſſe dieſes Abends, in ihrem rechten Lichte betrachtet, ſind aber ſo belehrend, ſo entſcheidend für die Beurtheilung des Geſchmackes und der Berliner Geſinnung überhaupt, daß eine ausführliche Würdigung mir ſelbſt ein dringendes Bedürfniß iſt, vielleicht gewährt ſie auch einen intereſſanten Beitrag für Gleichgeſinnte. Zu Reflexionen wird ſich ein reicher Stoff darbieten.

Das Stück, als ſolches, exiſtirt eigentlich gar nicht, wenn man ſich unter einem Luſtſpiele eine organiſche Reihe von Begebenheiten denkt, deren einzelne, verwickelt, komiſch, ergötzlich ſind, in ihrer Totalität aber irgend einen intereſſanten Vorgang aus der Geſchichte der Geſellſchaft darſtellen. Das Luſtſpiel kann aber auch herrſchende Zeitfragen, Thorheiten und Eigenthümlichkeiten einzelner Stände oder Perſonen geißeln und muß jedenfalls eine Tendenz haben. Et delectare volunt et prodesse poëtæ. Von Allem dieſem iſt nichts vorhanden. Wir finden weder eine Intrigue, noch einen nothwendigen Zuſammenhang, noch eine Charakteriſtik, noch überhaupt irgend eine Bedingung erfüllt, die jeder Gebildete als unerläßlich bei einem äſthetiſchen Werke vorausſetzt. Die oſtenſible Abſicht dse

Stückes ist allerdings, den Pietismus lächerlich zu machen. Dies ist aber in so verkehrter Weise geschehen, so bodenlos flach, so unsittlich ordinär, daß man bei allem Widerwillen, den man mit Recht gegen den heuchlerischen Mißbrauch des Heiligsten empfinden muß, die Absicht des Verfassers oder Uebersetzers gerade in ihr Gegentheil umschlagen sieht, da der Widerwille sich nur gegen das Stück und dessen Tendenz richtet.

Der Mittelpunkt des Stückes ist eine Frau v. P., welche alle Personen, die ihr angehören in so fürchterlicher Weise beherrscht, daß ihre bloße Erscheinung im eigentlichsten Sinne des Wortes wie ein Gespenst wirkt, da Alle auseinanderstieben und in die Winkel kriechen, wenn sie unvermuthet erscheint. Sie will eine fromme, dem Erdentand abgewandte Dame sein, legt aber ihre Gesinnung in so verkehrter Weise an den Tag, daß sie unbeachtet bleiben würde, wenn die Schauspielerin, Madame Valentini, nicht durch Geberden, Augenverdrehung und seltsamste Betonung der hohlen Phrasen, welche ihr der Dichter in den Mund gelegt hat, der Rolle eine lächerliche Bedeutung zu geben bemüht wäre. Soll die Frömmelei lächerlich und widerwärtig erscheinen,

ſo muß ihr die innere Falſchheit nachgewieſen werden, die Handlungen müſſen im Widerſpruch mit der Geſinnung ſtehen, dies iſt aber hier gar nicht der Fall. Die gute Frau beſucht Betvereine, macht Kollekten, wünſcht, daß ihr Sohn Vice-Direktor eines Tugendvereins werde, dieſes iſt mindeſtens eben ſo zuläſſig, als die Handlungen der in dem Stücke den Frömmlern gegenüberſtehenden Perſonen, welche ſich in Frivolitäten, unanſtändigen Liebesabenteuern und Ballgelagen manifeſtiren. Die Tochter dieſer Frau, von dem Fräul. v. Hagn auf das Unleidlichſte karrikirt, iſt von ſo namenlos beſchränkter Einfalt, von ſo überſchwänglich geziertem, unwahrem Weſen, und durchweg eine ſo unglaubliche Figur, daß dreiſt behauptet werden darf, es finde ſich nie und nirgends ein Original zu dieſem Zerrbilde, das während des ganzen langen Abends nicht ein vernünftiges Wort ſpricht, und nur durch verrenkte Knixe ein verunglücktes Beſtreben nach Komik an den Tag legt. Der Gemahl dieſer unglücklichen Figur, durch Hrn. Grüſemann ſo gut als es die Umſtände zulaſſen, dargeſtellt, iſt ſeiner Frau und Schwiegermutter gegenüber ein ſcheinheiliger Schwachkopf, während er in einem an-

deren Kreiſe, wo er erſcheint, als man ihn auf dem Lande glaubt, wie ein faber Libertin auftritt. Von einer Charakteriſtik, auch nur im leichteren Sinne des Wortes, iſt hier gar nicht die Rede. Nur ein halb Blödſinniger kann ſich ſo tyranniſiren laſſen, wie er es von zwei höchſt einfältigen Frauenzimmern ſich gefallen läßt. Er iſt eine Maſchine, eine Puppe, bald von ſeiner Schwiegermutter, bald von ſeinem Freunde, den wir bald näher kennen lernen werden, bald von ſeiner soit disant Geliebten hier oder dort hingezogen, je nachdem die Schnüre, welche den Automaten in Bewegung ſetzen, ſo oder anders regiert werden. Ein Rath Preller, von Herrn Weiß mit Geſchick gegeben, kompletirt die Geſellſchaft der Frömmler durch ſein äußeres Erſcheinen und Weſen, aber auch er thut nicht das Geringſte das den Zuſchauer veranlaſſen könnte, einen Gegenſatz zwiſchen ſeinen Handlungen und Geſinnungen zu ſehen. Es geſchieht aber überhaupt in dem ganzen Stücke gar nichts, es iſt von einer Handlung nicht die Rede, von einer nothwendigen ſchon gar nicht, höchſtens von einer Verwickelung, die aber ſo unſittlich und taktlos iſt, daß das ethiſche Gefühl dadurch empört wird. Zu den eben

betrachteten Perſonen geſellt ſich nun wie ein **deus ex machina** ein Schiffskapitän, der ſich in den erſten Scenen ſeines Erſcheinens in einer feinen Geſellſchaft adliger Damen, ſo roh und ungehobelt geberdet, als hätte er eine Reihe von Jahren unter den Hottentotten gelebt. Er verlangt, kaum eingetreten, von der Dame des Hauſes einen Liqueur, kann den Wunſch, eine Cigarre zu rauchen nicht unterdrücken, und benimmt ſich überhaupt mit einer Plumpheit, die einem Schiffskapitän ſelbſt in der Taverne übel genommen werden könnte. Schon am nächſten Tage ſehen wir den rohen Geſellen wie einen feinen Weltmann auftreten, der es ſich zur Aufgabe ſtellt, ſeinen Freund, den ſchwachköpfigen Vice-Tugend-Direktor von der Tyrannei der frommen Damen zu erlöſen. Dieſe, weil ſie den Einfluß des Schiffskapitäns auf den Vice-Tugend-Direktor fürchten, wollen den Letzteren auf das Land ſchicken, und dieſer läßt ſich hierzu bereit finden, geht aber, ſtatt auf's Land, zu ſeiner Geliebten, die in derſelben Stadt lebt, um ſich auf einem Balle, den dieſe giebt, zu ergötzen. Dorthin kommen auch, um zu kollektiren, ſeine Schwiegermutter und Gattin, wodurch der Heuchler entlarvt wird und wie

ein ertappter Schulknabe ſeinen Angehörigen folgt. Daß die kollektirenden Damen ihren Beſuch zur Ballſtunde machen, daß die Geliebte des Tugend-Direktors die Jugendfreundin ſeiner Gemahlin iſt, daß eben dieſe Geliebte für ſeinen Freund, den Schiffskapitän, ein Faible hatte, das von jenem erwidert worden iſt, daß ſie den vielbeſagten Schwachkopf nur bei ſeinem Vornamen kannte und ihn für unverheirathet hielt, daß ſie eben denſelben ſeiner Frau als ihren künftigen Gemahl vorſtellt, ſind Berge von Unwahrſcheinlichkeiten, die dem Zuſchauer in fadeſter Weiſe aufgedrungen werden. Und wie löſt ſich nun die Intrigue? Der Schiffskapitän bewegt die Frau Ober-Vice-Tugend-Direktorin, noch am nächſten Abende einen Ball zu geben, in keiner andern Abſicht, als um die Liebe ihres Gatten, von deren Verluſt ſie ſich bedroht ſieht, auf dieſe Weiſe wiederzugewinnen. Die alte Mama, deren bloßer Anblick bisher ihre Umgebung zittern machte, wird natürlich nicht gefragt; die knixende Gans hat auf einmal Courage bekommen, und während ſie mit ihrem Gatten zur Polka abtanzt, fällt der Vorhang.

Dieſem ſchönen Inhalte des Stücks entſprechend iſt der Dialog. Geiſtlos, platt, und ſehr wohlfeil

ausgeſchmückt mit einigen chriſtlichen Redensarten und einigen Anſpielungen auf unverdiente Ordensvertheilungen, konſtitutionelle Verfaſſungen, wie überhaupt mit den Stichwörtern der Mode-Schreiber durch deren Hilfe ſie ſich von Handlungsdienern, vacirenden Literaten und heruntergekommenen Malcontenten ein ſtets dankbares, aber hirnloſes Publikum verſchafft haben.

Es würde ſich wahrlich nicht der Mühe lohnen, an ſolch' einem Machwerke das kritiſche jus gladii zu üben, wenn es nicht intereſſant wäre, die Urſachen zu erforſchen, warum ein ſo kunſtſinniges Publikum, wie das Berliner, diesmal mit ſeinem Beifall ſo freigebig war. Ueber das Stück ſelbſt haben wir eben geurtheilt. Die Schauſpieler, welche die Darſtellung der Hauptrollen hatten, ſtehen, etwa das Fräulein v. Hagn ausgenommen, nicht im erſten Range der Künſtlerſchaft. Auch würde es den größten Künſtlern ſchwer werden, aus dem Nichts der Rollen, die ihnen zugetheilt ſind, etwas zu machen. Was aber dem Stücke ſeinen Erfolg geſichert hat, iſt die Geſinnung, oder richtiger die Geſinnungsloſigkeit, die ſich darin ausſpricht, d. h. der Hohn, der Skandal, der platte Witz, das Wohl-

gefallen an der Ironie, kurz, der Inbegriff aller der Stimmungen, die ſeit geraumer Zeit in Berlin herrſchend geworden ſind. Seitdem junge, unerfahrene Leute mit Frechheit die Feder führen, in ſcheinbar liberalen Phraſen ſich ergehen und darin die höchſte Freiheit erblicken, daß ſie Alles, was iſt, weil es iſt, in den Staub ziehen, ſeitdem die wichtigſten Ereigniſſe der Geſchichte und Geſellſchaft, des Staatenlebens und der Religion in der beliebten Eckenſteherſprache verhandelt worden ſind, ſeitdem jeder Ladendiener davon überzeugt iſt, daß er ein eben ſo gutes Recht habe, die verwickeltſten politiſchen Fragen, die wohldurchdachteſten Maßregeln ergrauter Staatsmänner vor das Forum ſeiner Kritik zu ziehen, ſeitdem iſt nichts mehr heilig, und die herrſchende Stimmung iſt durchweg ſo abſprechend, ſchneidend, ſo höhniſch und bitter geworden, daß Alles was es auch ſei und wo es ſich zutrage, Gegenſtand des Witzes, des Spottes wird. Auch hier bewährt es ſich, daß die Lächerlichkeit das eigentlich zerſtörende Princip in der Welt iſt. Dieſer kauſtiſche Humor, dieſe Sucht, Alles herabzuziehen, findet ſich nicht nur in den Ständen, die man mit dem Mangel an richtigem Urtheil ent-

ſchuldigen könnte, ſondern, freilich etwas feiner zugeſpitzt und diplomatiſcher ausgeprägt, bis in die höhern Kreiſe der Geſellſchaft hinauf; und ſo iſt es gekommen, daß nirgends ein unerquicklicherer ſocialer Ton herrſcht, als gerade in Berlin. Hier wird jede Celebrität, deren Größe man, ſo lange ſie nicht uns gehört, verehrt, in den Staub gezogen, bis ſie den Muth zu ſchaffen und ſegensreich zu wirken verloren hat. So iſt Berlin das Pantheon der lebendig begrabenen Berühmtheiten geworden. Hier werden alle großen Männer ſtill und unthätig. Auswärts und in der Fremde macht ſich der Berliner durch ſeine Prätenſionen beinahe lächerlich. In Berlin iſt Alles ſchöner, großartiger, vollkommener, und ſo erſcheint er überall als der Unbefriedigte par Excellence. Daheim aber iſt ihm nichts recht, nichts vollkommen, bis auf ein Paar Lieblinge, die verhätſchelt werden.

Und worauf gründet denn Berlin ſeine ſo koloſſalen Anſprüche? Was iſt denn in dieſem Jahrhundert bereits Großes aus ſeinem Schooße hervorgegangen? Wo ſind ſeine Uhland's unter den Lyrikern? Wo ſind denn unter den Malern ſeine Horace Vernet's, Gudin, Paul de la

Roche, Wappers, de Kayſer, Gallait? Welche Belletriſten haben wir gegen W. Scott, Boz, Eugen Sue aufzuweiſen? Wo ſind unſere Jacobi's, Gauß's, Beſſels unter den Phyſikern? unſere Klenze's unter den Architekten? unſere Feuerbachs, Thibauts, Makeldei's unter den Juriſten? Welche einheimiſchen Leiſtungen ſind es überhaupt, die unſern Geſchmack ſo empfindlich, unſer Urtheil ſo ſcharf machen? Noch neuerlichſt haben wir die Philoſophie aus München, die deutſche Sprachforſchung aus Göttingen, die höhere Dichtkunſt aus Erlangen, die Malerei abermals aus München, das Recht aus Erlangen, die Medizin aus Zürich und die Dramaturgie aus Dresden verſchrieben. Es iſt ſeitdem aber nichts beſſer geworden.

Preußen verdankt ſeinen Glanz der Vortrefflichkeit ſeiner Volksbildung, der Redlichkeit ſeiner Beamten, der Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit ſeiner Politik, der Feſtigkeit ſeiner Regierung, der würdigen Stellung und Bildung ſeines Militärs, der Zweckmäßigkeit ſeiner Finanzverwaltung, und noch vielen anderen Vorzügen, keineswegs aber ſeinen

großen Männern, denn gerade daran iſt es arm. Wie viele Berliner ſind es denn, deren Namen hervorragen in irgend einem Gebiete der Kunſt oder der Wiſſenſchaft?

Es giebt kaum eine Stadt, in welcher die Regierung ſo guten Willen und ſo großartige Mittel aufböte, um das Bedeutendſte hieher zu ziehen; und wiederum giebt es keine Stadt, in welcher unter ſo günſtigen Bedingungen ſo wenig Großes geſchähe, als hier. Wenn auch die Mittelmäßigkeit faſt überall die Signatur der Zeit iſt, und weder in der Literatur, noch in der Kunſt, noch in den ſtrikten Wiſſenſchaften irgend wo etwas außerordentlich Hervorragendes geleiſtet wird, ſo macht ſich doch hier und dort, nach dieſer oder jener Richtung hin irgend ein Talent bemerkbar, wie die oben genannten Namen Zeugniß geben. Wir haben keine Aequivalente dafür! Und was trägt vielleicht, zum Theil gewiß, die Schuld?

Unſere großen Männer in Berlin, mögen ſie nun hieher gerufen worden ſein, oder hier ihren Ruf begründet haben, werden zu vornehm; man macht ſie gleich zu Geheimen Räthen und mit der Vornehmheit verſchwindet die Arbeitsluſt, der Drang

zum Schaffen, die Freude am Wirken. Einen großen Antheil an dieſer Richtung hat aber auch das ſociale Leben in Berlin. Man giebt große Geſellſchaften, nicht um ſich aneinander zu erfreuen, um eine lebendige Anregung und einen Wechſeltauſch, der Ideen zu bewirken, um ſich gemüthlich an dem Talent, Charakter und dem Geiſte der eingeladenen Künſtler, Literaten, Staatsbeamten zu erfreuen ſondern um ſeinen Salon mit Berühmtheiten zu füllen. Bedeutende Männer, welche ſich in einem kleinen Kreiſe nahe getreten wären und zu gemeinſamen Wirken vereinigt hätten, berühren ſich kaum in der großen, kalten, froſtigen Geſellſchaft. Man geht ſo unbefriedigt auseinander, als man ſich zwecklos und ohne Gemüth verſammelt hat.

Wiſſenſchaft und Kunſt könnten aber nur gedeihen unter gegenſeitiger liebevoller Anregung und Befruchtung. Wer geben ſoll, muß empfangen können; wer freudig und gern geben ſoll, muß fühlen und wiſſen, daß an das Dargebotene der Maaßſtab der Nachſicht und der Liebe gelegt wird. Scharfe verletzende Kritik tödtet wie ein Froſt auch die hoffnungsvollſten Keime, während innige und wohlwollende Anerkennung Gleichgeſinnter dem befruch-

tenden Regen gleicht, der volle Aehren treibt. Wenn unſere ſocialen Verhältniſſe durch Wärme des Gefühls, durch Innigkeit der Beziehungen geläutert und gehoben werden könnten; — wie herrlich müßten ſich dann die vielen ſchönen Kräfte, die jetzt ohne Anregung bleiben, zu einem gemeinſamen Wirken vereinen! Wie wahr und herrlich iſt hier das Pauliniſche Wort anzuwenden: „Wenn ich mit Menſchen- oder mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Die Liebe iſt langmüthig und freundlich; ſie eifert nicht; die Liebe treibt keinen Muthwillen, ſie blähet ſich nicht.

Frau v. Staël ſagt von Paris: C'est la seule ville au monde où l'on peut se passer du bonheur. Berlin kann dagegegen als die Stadt bezeichnet werden, wo man bei allem Glück nicht glücklich ſein kann.

Weil in dem beſprochenen Stücke der Pietismus auf die ungeſchickteſte Weiſe lächerlich gemacht wird, weil einige hämiſche Anſpielungen auf moderne und beliebte Zeitfragen vorkommen, bleibt die Form, in der das Dargebotene erſcheint, unbeachtet, der Skandal iſt's, welcher gefällt und in

den Herzen ſelbſt gebildeter Zuſchauer, welche einer höhern Stellung, einer edlern Geſittung ſich rühmen Sympathieen findet.

Wie ſchon oben angedeutet worden, ſind es einige politiſche Anſpielungen, welche elektriſch auf die Maſſe wirken und den Beifall derſelben erzwingen. Man iſt, ſeitdem die Preſſe freier ſich bewegen darf, ungeheuer politiſch geworden in Berlin, und in der That hat ſich die Aufregung bis in die unterſten Kreiſe der Geſellſchaft fortgepflanzt. Das politiſche Bewußtſein iſt aber noch äußerſt unklar und getrübt, bei der Maſſe wenigſtens vollſtändig unreif, und darum findet ſich auch viel mehr Neigung, das Beſtehende zu verunglimpfen, als das wirklich Gute anzuerkennen. Weil die Klagen über drückende Zuſtände, verfehlte Verwaltungsmaßregeln, Uebergriffe der Beamten ꝛc. unter der Herrſchaft des verſtorbenen Königs nur in Immediatvorſtellungen an den Thron gelangen konnten, während man ſie jetzt der Oeffentlichkeit übergeben darf, finden die Malkontenten einen freien Spielraum für ihre Ergießungen, welche in den meiſten Fällen nichts Anders ſind als Beſtrebungen, ihrer verfehlten und haltloſen Exiſtenz eine Baſis zu verſchaffen.

Wir ſind weit davon entfernt, zu glauben, daß Alles, was im Preußiſchen Staate geſchieht, gut und untadelhaft ſei, wir wiſſen gar wohl, daß die Bureaucratie tiefe Wurzeln bei uns geſchlagen hat. Die Willkür einzelner Machthaber iſt groß, ihr Stolz oft unerträglich. Mancher verfehlte Beſchluß wird durchgeführt, weil ein hochgeſtellter Beamter ihn einmal dekretirt hat. **Roma locuta est!** Bei der edelſten Intention unſers hochverehrten und geliebten Königs, bei dem beſten Willen der Miniſter, allen ihren Untergebenen Schutz und Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen; wird es doch dem Privatmanne oft unendlich ſchwer, ſein gutes Recht zu vertheidigen und ſo ſiegreich durchzuführen, als es zum Wohle des Staates und der einzelnen Individuen wünſchenswerth wäre. Das Recht der Beſchwerde muß illuſoriſch erſcheinen, wenn der Beamte, den ich anklage, zur Berichterſtattung aufgefordert wird, und dieſe allein die Norm für den künftigen Beſcheid abgiebt. Freilich ſoll aktenmäßig berichtet werden, allein wer weiß es nicht, wie willig Geſetze, Thatſachen ſogar, ſich interpretiren laſſen, wie bequem es geſchehen kann, einen Standpunkt der Beurtheilung zu wählen, der die ſchreiendſte Willkür zuläßt, ohne

daß die materielle Wahrheit verletzt zu werden ſcheint. Um dieſe rein ausgeprägt zu erhalten, müßte man ganze Volumina von Akten ſtudiren, und das wäre bei unſerer ſchreibſeligen Verwaltung geradezu unmöglich!

Noch viele ähnliche Uebelſtände ließen ſich namhaft machen, wenn es die Aufgabe dieſer kleinen Schrift wäre, auf die hervorſtechenden Mängel der Verwaltung aufmerkſam zu machen. Wie viel aber zu wünſchen übrig bleibt, wie ſehr es bekannt werden muß, daß nicht Alles gut iſt, was hier geſchieht, ſo dürfen wir doch mit freudigem Stolze bekennen: es iſt nirgend beſſer.“

So lange Menſchen durch Menſchen regiert werden, werden Leidenſchaften rege bleiben, werden Unwürdige ſich zur Macht hinaufſchwingen, und die weiſeſten Maßregeln der Regierung durch Eigennutz, Nachläſſigkeit, Partheilichkeit ꝛc. vereiteln. Dieſe untreuen Diener des Staates ſollte die öffentliche Meinung mit Ernſt und Nachdruck zur Rechenſchaft ziehen, ohne das Verbrechen Einzelner, Vieler vielleicht, dem Ganzen aufzubürden.

Halten wir die Ueberzeugung feſt, daß unſer König ſein Volk ſo aufrichtig und innig liebt,

wie nur ein Vater es kann, daß Er es aber auch achtet, wie die wahrhaft liberalen Maßregeln ſeiner Regierung darthun, daß ſeine nächſten Räthe voll Eifer das Gute zu wirken bemüht ſind, ſo wird das Beſtreben derer, die ſich berufen fühlen, die Mängel der Staatsverwaltung aufzudecken, beſſer gelingen, wenn ſie ſich bemühen, ſchlechte Beamte vor das Forum der Oeffentlichkeit zu ziehen, als wenn ſie ſich in hohlen Phraſen ergehen, welche ſchwache Gemüther aufregen, ohne den Behörden die Mittel zu verſchaffen, gerechte Beſchwerden zu beſeitigen.

Die Preſſe iſt nie ſo frei geweſen, wie gegenwärtig, aber die Unreife unſerer politiſchen Bildung prägt ſich in den ſogenanten liberalen Artikeln gerade am entſchiedenſten aus. Dies kömmt aber nur daher, weil meiſt, unerfahrene junge Leute, ohne genügende Vorbildung für Staatswirthſchaft und Politik das Wort führen, während beſonnene, eine wichtige Stellung im Leben einnehmende Männer, deren Meinung, weil ſie ſich auf Kenntniß der Thatſachen ſtützen würde, einflußreich wäre, ängſtlich die Oeffentlichkeit ſcheuen. Viele unſerer politiſchen Schriftſteller ſchreiben geſchickt, mit Geiſt, ſie ſind

ideenreich, und für das, was ſie ihre gute Sache nennen, wir wollen es zu ihren Gunſten glauben, ſchwärmeriſch eingenommen, aber es fehlt ihnen praktiſche Erfahrung, einflußreiche Stellung, Beſonnenheit und Mäßigung.

Wer Macht üben will, muß Macht beſitzen, Macht des Geiſtes, des Amtes, oder des Vermögens. Wer ſeinen Worten nicht Nachdruck geben kann, deſſen Stimme verhallt in den Wind. Gut zu ſchreiben iſt heute kein Verdienſt mehr, wer könnte es nicht! Aber viele junge Leute dünken ſich preußiſche Mirabeau's, wenn ſie einen giftigen Artikel ſchreiben, in welchem ſie Perſonen oder Zuſtände angreifen oder perſifliren.

Soll die freie Preſſe auch bei uns eine Macht werden, ſo müſſen angeſehene erfahrene Männer an die Spitze der Bewegung treten und mit jenen jüngeren Talenten ſich verbinden. Hitzig, Bülow-Kummerow, haben das, was ſie für Recht hielten, laut bekannt und mit ihrer Namens-Unterſchrift bekräftigt. Wer eine mannhafte Geſinnung fühlt, und ſich berufen glaubt, für die Oeffentlichkeit zu wirken, gehe hin und thue desgleichen.

Kehren wir nun noch ſchließlich zu dem Stücke zurück, welches uns zu ſo vielen ernſten Bemerkungen Veranlaſſung gab, ſo wird jeder Unbefangene zugeben müſſen, daß es weder wegen ſeines Inhalts, noch ſeiner Form und Tendenz den geringſten Beifall, ſondern den bitterſten Tadel verdient. Auch wir ſind der Meinung, daß es ein übles Beginnen ſei, durch Kirchenzwang, Religionsedikte und äußeres Gebärden die Würde des Chriſtenthums zu heben. Ohne eine innere Heiligung werden die Menſchen nicht beſſer werden, und gewiß iſt's, daß diejenigen, welche am oſtenſibelſten „Herr! Herr!" ſchreien, von dem heiligen Geiſte der Wahrheit am wenigſten erleuchtet ſind. Wer aber gegen eine Richtung der Zeit, die ihm nicht zuſagt, proteſtiren will, thue dies in ernſthaft beſonnener Weiſe, und verſage ſeine Gunſtbezeigung den hohlen Phraſen von den Brettern herab, wie wir ſie jüngſt vernommen haben.

Es iſt ein ſehr erfreuliches Zeichen der Zeit, daß endlich auch in der preuß. Nation ein politiſches Selbſtbewußtſein zu erwachen beginnt, und es iſt eine würdige Aufgabe für Jeden, der ſich ſeiner Kraft bewußt iſt, mit Beſonnenheit darnach zu rin-

gen, daß jede Individualität nach Maaßgabe der ihr innewohnenden Fähigkeit zur freien Entwickelung und selbstständigen Geltendmachung ihrer sittlichen und geistigen Kraft gelange. Warum sollten wir unser Urtheil nicht an den weltbewegenden Fragen der Zeit üben, warum sollten wir keine Lehren ziehen aus den Thatsachen, welche die Geschichte näher oder ferner stehenden Völker uns bietet? Auch wir stimmen für die allgemein gewordene Loosung der Zeit; auch wir wollen vorwärts: aber wir meinen, daß das Vorwärtslaufen nicht zum Ziel führt. Der Weg ist lang, die Bahn mit Hindernissen bedeckt, und die zu schnell vorwärts wollen, verlieren den Athem. Chi va piano, va sano. Die Jugend ist schnell fertig mit dem Wort. Danken wir ihr, daß sie muthig die Bahn gebrochen hat, denn ihr verdanken wir es, daß die Presse mächtig zu wirken beginnt. Wenn wir aber wahrhaft männlich gesinnt sind, müssen wir der Kraft der Jugend durch weise Mäßigung zu Hülfe kommen, mit würdigem Unwillen aber leere Theaterphrasen zurückweisen.

Druck: Otto'ſche Officin.